

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1997-1998)

Artikel: Planwerk Innenstadt Berlin : der historische Stadtgrund als Feld des Experiments. Ein Gespräch mit Hans Stimmann
Autor: Wustlich, Reinhart
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072649>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kaum eine der Metropolen Europas, London und Barcelona in den achtziger, Rotterdam in den neunziger Jahren ausgenommen, hat die Möglichkeiten einer perspektivischen Veränderung des städtebaulichen Bestandes öffentlich debattiert. Stadtentwicklung und Wachstum bedeuteten: Einkauf architektonischer Preziosen für das Zentrum, beliebige Ausweitung der Strukturen in der Vorstadt und an der Peripherie, Verlust an Maßstäblichkeit und stadträumlicher Qualität, Implantation von Ersatzteilen, Ausprägung eines städtebaulichen Morbus Corbusier (Moderne-Historismus-Unverträglichkeit), postmoderne Wandlung der architektonischen Codes. Der zeitgenössische Pragmatismus forderte: Stadtentwicklung durch Einzelprojekte, die Zeit der ‚Visionen‘ und ‚Masterpläne‘ sei vorbei. Ist die Zeit wirklich vorbei?

Berlin bietet dieser Ausgangslage ein alternatives Szenario. In der Metropole wird seit der Wende zwar über zahllose Einzelprojekte der Architektur debattiert, ein Berliner Architekturstreit wurde inszeniert, ein Slogan für die postmoderne Überformung der architektonischen Codes gefunden: die ‚kritische‘ Rekonstruktion. Aber nun entdeckt Berlin die *übergreifende Perspektive*, den übergreifenden, großen Plan. Die Stadtentwicklung reagiert ermutigt auf kontroverse Inhalte der städtebaulichen Diskussion, die zugleich Potentiale der großen Stadt in neuen Zusammenhängen beschreibt.

Berlin wies nach der Wende, bedingt durch die Kriegsfolgen, die historischen Auswirkungen der Teilung und die städtebaulichen Eingriffe der ersten DDR-Regierung, große unstrukturierte Zonen in der Innenstadt auf. Die Stadt vollzieht nun, mitverursacht durch die Verlagerung der Regierungsfunktionen von Bonn nach Berlin, einen Strukturwandel bei den Dienstleistungsfunktionen. Berlin bearbeitet, nach einem Moratorium von einigen Jahren, Perspektiven für die Entwicklung des sekundären Sektors, steht vor Brüchen der Industriestruktur und der industriellen Standorte der Stadt. Die Stadtentwicklung stellt Fragen nach zukünftigen Funktionszusammenhängen von Wohnen und Arbeiten. In der Stadt, einer traditionellen Mieterstadt mit einer Eigentumsquote von lediglich 8,3 %, vermutet die Senatsverwaltung bei den privaten Haushalten

ein ungewecktes Potential für die Trägerschaft zukünftigen Wohnungsbaus in der geschlossenen Struktur der Innenstadt. Sie erwägt in diesem Zusammenhang grundsätzliche bodenpolitische Kurskorrekturen und beabsichtigt, stadteigene Flächen für private Haushalte zu günstigen Konditionen auf den Markt zu bringen. Das bedeutet, die Bodenpolitik in den Dienst der Stadtentwicklung zu stellen. Im Gegenzug ist die fiskalpolitische Bewertung der Bodenreserven zu modifizieren. Trotz der haushaltspolitischen Probleme der Stadt wurde diese Kurskorrektur beschlossen. Im Zusammenhang damit wurde als politische Zielsetzung ausgegeben, die Eigentumsquote innerhalb von zehn Jahren zu verdoppeln. Parallel dazu wurde zur Schuldenentlastung beschlossen, das vorhandene Grundvermögen zu „aktivieren“ – d. h. zu verkaufen. Ohne den zuerst genannten Beschluß würde dies dazu beitragen, die Strukturprobleme der Innenstadt langfristig eher zu verstärken und die Zielgruppen der Mittelschicht-Betriebe und -Haushalte über das Regulativ hoher Bodenpreise an die Peripherie, im Zweifelsfall über die Berliner Stadtgrenzen hinaus, zu verdrängen. Für die bauliche Verdichtung der Innenstadt mit Hilfe neuer Typologien mehrgeschossigen Wohnungsbaus wäre ein solches Signal kontraproduktiv. Die bodenpolitische Komponente des *Planwerks Innenstadt Berlin* wiegt demnach schwer.

Welchen Sinn macht es, die Dimensionen eines solchen Stadtumbaus in öffentlichem Diskurs zu verhandeln? Das *Planwerk Innenstadt Berlin* ermöglicht als Instrument *informeller* Planung eine Debatte über veränderte Ziele, über verfestigte Strukturen – und über die Bedingungen des Strukturwandels in der Innenstadt. Die Planungen haben zur Ausgangsfrage, wie die Stadt, die seit der beginnenden Industrialisierung in 150 Jahren einerseits verfestigt und verdichtet ist, andererseits an den West-Ost-Kanten der historischen Teilung und des Nachkriegsumbaus Brüche und zurückgehaltene Bereiche umfaßt, auf „Experimente mit dem historischen Stadtgrundriß“ (Hans Stimmann) anzulegen ist. Daß die Stadtentwicklung diese Korrektur einleitet, nach einer neuen Struktur des Zentrums fragt und zudem die West-Ost-Problematik zum Thema eines übergreifenden, großen Plans macht, wurde zum Gegenstand heftiger Debatten. Daß es dabei um die Verdeutlichung von Interessenkonflikten, ihre politische Bearbeitung und um die Modernisierungsfähigkeit der Metropole geht, zeigt ein Gespräch mit Hans Stimmann.



Informelle Planung als strategisches Instrument

Die Debatte um das Planwerk Innenstadt Berlin findet auf der Ebene der informellen Planung statt. Im Hinblick auf deren Bindungswirkung ist das Planwerk in der Berliner Diskussion unzutreffend als „rechtliches Nullum“⁴¹ bezeichnet worden. Die Einschätzung steht im Widerspruch zu Intentionen des BauGB, das informelle Planungen nicht in Frage stellt, die Beteiligten, mit dem „Vorzug der Flexibilität“, nicht an fixierte Rechtspositionen bindet. Stimmen Theorie und Praxis der informellen Planung Berlins nicht überein?

Hans Stimmann In Berlin wird seit Jahren auf dieser Ebene gearbeitet, bisher jedoch nicht an vergleichbar zentralen und kontroversen Themen. Sämtliche großen städtebaulichen Projekte seit 1989 waren auf dieser Ebene angesiedelt. Das beginnt mit der Wasserstadt Spandau, mit dem Zentrum in Hellersdorf, den großen Vorstadtprojekten in Karow, Buchholz etc., umfaßt aber auch das Projekt der Wissenschaftsstadt Adlershof und schließlich die bekannten Innenstadtprojekte Potsdamer Platz, Spreebogen, Alexanderplatz. Auch die Bereichsentwicklungsplanung ist dort durch gesetzliche Regelung als städtebauliches Instrument fixiert. Der Vorzug der Flexibilität und die Chance, grundsätzliche Debatten in Gang zu setzen, sind entscheidend. Die Administration muß sich fragen, ob sie städtebauliche Instrumente auch in besonderen historischen Situationen nur ‚verwalten‘ – oder ob sie diese, mit dem Anspruch einer *planenden* Verwaltung, offensiv, also ‚strategisch‘ einsetzen will.

Die *informelle* Planung ist aufgefächert von der Vorbereitung der Bebauungspläne, für die sie bisher in der Regel eingesetzt wurde, bis zur planerischen Aufarbeitung der Fragen nach zukunftsfähigen, metropolitanen Strukturen.

Der gesellschaftliche Wandel verändert die Anforderungen und Inhalte der städtebaulichen Planung: Welche Rahmenbedingungen beeinflussen die traditionellen Strukturen der Arbeit? Wie wirken veränderte Formen von Arbeitsteilung zurück auf das Wohnen? Welche Faktoren prägen die Sozialstrukturen städtischer Quartiere? etc. Instrumente der formellen Planung – wie der Flächennutzungsplan – können, abstrakt, wie sie angelegt sind, nicht abbilden, wie Anforderungen des gesellschaftlichen Wandels in eine ‚Idee von der Stadt‘ rückübersetzt werden können.

Hans Stimmann Es sind ohne Frage strategische Überlegungen, die zunehmend wichtig werden. Die Stadtentwicklungs-

Modell der europäischen Stadt – auf den Stufen vom städtebaulichen Wettbewerb zum Realisierungswettbewerb freier geworden. Potsdamer Platz 1997
Foto: Reinhart Wustlich

planung muß von sich aus Fragen stellen und inhaltliche Positionen zu den Haupttrends der Entwicklung beziehen.

Die Aufgabe der Stadtentwicklung erfordert die Verbindung von Plänen und Informationen strategischer Bereiche: Zukunft der Arbeit, Zukunft der Sozialstruktur, Konzepte der Industrieflächenentwicklung, radikale Veränderungen im Verhalten von privatem und öffentlichem Sektor. Der wissenschaftliche – ökonomische, soziologische, ökologische und kulturelle – Teil der Planung ist zu verstärken. D. h., es müssen Fragen ‚quer zu den Instrumenten‘ gestellt werden: Die produktive Diskussion um das Planwerk, die das Ringen um ein ganzheitliches städtebauliches Konzept abbildet, wäre sonst nicht denkbar. Grundsatzfragen, wie



Konzeptentwurf Planwerk Innenstadt Berlin o. M.,
Stand Februar 1997 – Senatsverwaltung für Stadt-
entwicklung, Umweltschutz und Technologie

„Nachhaltigkeit der Stadtentwicklung“ oder „Qualifizierung des öffentlichen Raums“, „Umgang mit Stadtgeschichte“ oder „Neue Typologien für innerstädtisches Wohnen und Arbeiten“ benötigen gleichermaßen inhaltliche Grundlagen wie den Anreiz der konkreten Plandarstellung.

Natürlich hat das *Planwerk Innenstadt* eine andere strategische Dimension. Es verdeutlicht Gestaltungschancen und Konfliktbereiche gleichermaßen – bei einem Thema, das höchst sensibel behandelt sein will. Der Plan (M. 1 : 1.000) verdeutlicht Themen wie Bereiche der Innenstadt, in denen Entwicklung noch möglich ist. Erst durch die Konkretisierung brechen die Zielkonflikte theoretischer Konzepte zur nachhaltigen Stadtentwicklung auf und werden damit politisch behandelbar.

Planwerk mit Vor-Geschichte

Zu Beginn der Arbeiten zum *Planwerk Innenstadt* stand als eher pragmatische Absicht, die zahlreichen Wettbewerbsergebnisse der vergangenen Jahre und die Gutachterergebnisse „in einer Karte zusammenzuzeichnen“. Doch aus der administrativen Bilanz wurde ein pointiertes Instrument, insbesondere, da es um die „Erkennbarkeit einer Planungsstrategie“ ging, „die die Stadt im Zusammenhang denkt, ohne das Potential der dezentralen Stadtteile – die Städte in der Stadt – aus dem Auge zu verlieren“².

So vehement in den Jahren zuvor ein „Plan für Berlin“ gefordert worden war, so dissonant klingen nun die Stellung-





Die Struktur der Berliner Innenstadt um 1940 –
Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umwelt-
schutz und Technologie

nahmen seit der Eröffnung der Ausstellung zum *Planwerk Innenstadt* im November 1996. Drei Jahre zuvor las man bei Wolf Jobst Siedler von der „Abdankung der Stadt vor Investoren und Architekten“³. Vor zwei Jahren hieß Oswald Mathias Ungers’ Frage⁴: „Gibt es ein Stadtkonzept für Berlin, oder ist alles nur Flickwerk, Ad-hoc-Gewurstel, Planung auf Zuruf, abhängig von der jeweiligen ideologischen, ökonomischen Situation oder von persönlichen Vorlieben?“

Hans Stimmann bringt Aldo Rossis klassische Abhandlung über die *Architektur der Stadt* in Erinnerung. Sie prägt den Begründungszusammenhang, und Quellen sind wörtlich zu nehmen. In Rossis Rekurs auf die Stadtgeschichte steht: „Während die Stadt mit der Zeit wächst, sich ihrer selbst bewußt und Gegenstand ihrer eigenen Erinnerung wird, behält sie die ursprünglichen Motive für ihr Entstehen bei, präzisiert sie aber zugleich im Lauf ihrer Entwicklung und wandelt sie ab.“⁵

Die Metropole verhält sich dazu, in der Positionsbestimmung ihrer Akteure, konstruktivistisch und selektiv, das heißt – selbstbildnerisch: Sie schreibt ihre Biografie selbst neu, das ‚sie‘ steht dabei nicht für die Gesamtstadt, sondern stellvertretend für eine intellektuelle Elite, welche das symbolische Kapital der Stadt bearbeitet. Alle Theorien zur Stadtentwicklung, so auch Aldo Rossis, schließen unbeschriebene Konfliktpotentiale ein. Deshalb steht bei Aldo Rossi lakonisch: „Die Geschichte der Architektur und der städtebaulichen Wirklichkeit ist stets die Architekturgeschichte der herrschenden Klassen.“⁶ Die Anforderungen an das, was in das Geschichtsbild der Akteure – und damit der Stadt – als gültig aufgenommen wird, formuliert der Bericht zum *Planwerk* inzwischen moderater: „Während die historisch gewordene Moderne den Abriss der alten Stadt voraussetzte und mit ihren Planungen bei einem angenommenen Nullpunkt begann, beabsichtigt das *Planwerk Innenstadt*, den gesamten Bestand – auch den der Moderne – als Teil der Architektur- und Baugeschichte zu akzeptieren und einzubeziehen. Mit der durch Ergänzung des Bestandes neu hinzugefügten, auf den historischen Stadtgrundriß bezogenen Bebauungsschicht, treten im Zuge der allmählichen Realisierung zwei unterschiedliche Stadtvorstellungen in einen Dialog. Die Modernisierung schafft so Mehrschichtigkeit, Mischung der Funktionen, Gleichzeitigkeit des Bestandes unterschiedlicher Epochen und Wiedereinführung historischer Kontinuität.“⁷

Die Stadt – und die Lesbarkeit des urbanen Textes

Man könne, sagt Rossi, „de Saussures Programm für die Linguistik auf die Urbanistik übertragen“ – die Metapher: die Stadt und die Lesbarkeit des urbanen Textes, an dem immer weiter geschrieben wird. Gibt es die Übertragbarkeit der Metapher auf das „Lesen der Stadt“ – und, was bedeutet Lesen für Sie?

Hans Stimmann Es geht beim *Stadttext* nicht nur um „weitschreiben“, sondern auch um „redigieren“. In der Literatur bevorzuge ich reflexive Texte – sie sind ein Medium, die Wirklichkeit in Kontrasten wahrzunehmen: Texte, die über das Leben reflektieren, dichte Romane, je schwieriger, desto besser. Ich mag Thomas Mann wie Thomas Bernhard – ... *die vermittelte bürgerliche Stadtkultur mit Thomas Mann, die Widersetzlichkeit gegen die bürgerliche Stadtgesellschaft mit Thomas Bernhard.*

Hans Stimmann Reflexive Texte dieser Art beinhalten „urbane“ Kontraste, und deshalb mag ich sie. Das gilt im übertragenen Sinne auch für die Stadt, Aldo Rossi hat daran erinnert, sie braucht komplexe Texte, komplexe Bilder. *Thomas Bernhard hat der bürgerlichen Gesellschaft vorgehalten, die Stadt zu zerstören – in Heldenplatz verschließt er sich dem Charme der Bourgeoisie: Es ist nicht mehr gutzumachen die Architekten haben alles zerstört mit ihrem Stumpfsinn die Intellektuellen haben alles zerstört mit ihrem Stumpfsinn das Volk hat alles zerstört mit seinem Stumpfsinn in dieser Stadt (gemeint ist Wien) müßte ein Sehender ja tagtäglich Amok laufen.*

Hans Stimmann (lacht) Im Ernst, wie ein faszinierendes Buch oder ein guter Film zum Gegenstand vielschichtiger Reflexionen werden kann, bieten komplexe Texte wie *Bilder* der Stadt Anlässe dazu. Das *Planwerk Innenstadt* wirkt genauso: weil das Vorgehen komplex ist, wird es systematisch deutbar. Es zeigt sich, daß mit komplexen *Bildern* so viele unterschiedliche Argumentationen erzeugt werden, daß man anhand der Bilder alle Stadtthemen abarbeiten kann. Wir bewegen uns mit dem Plan auf dem Feld des traditionellen Städtebaus. Aber – und das ist unser Konstrukt, wir bearbeiten zugleich theoretische Fragestellungen und leisten praktische Entwurfsarbeit.

Die großen Stadt-Projekte Deutschlands, welche sowohl Strukturwandel als auch aktive Stadtentwicklung exemplarisch verbinden, heißen: Berlin und Ruhrgebiet – ein „Gegensatzpaar“. Bei der Stadtentwicklung Berlins und bei der

IBA Emscher Park wird inhaltlich und methodisch nach unterschiedlichen, teilweise nach gegensätzlichen Vorgaben gearbeitet. Stärke und Schwäche der IBA Emscher Park ist, daß sie vorrangig auf der Projektebene agiert, d. h. weit unterhalb einer Planebene. Der regionale Plan, der für die komplexe Steuerung der Projektebene erforderlich ist, bleibt quasi „subkutan“ in Bezug auf die öffentlichen Abstimmungs- und Beteiligungsprozesse.

Anders in Berlin: hier wird nach einer jahrelangen Debatte auf der Ebene der architektonischen Projekte, nach zahllosen Einzelperspektiven, mit dem Planwerk Innenstadt Berlin ein Wechsel der Ebenen vollzogen: ein übergreifender städtebaulicher Plan wird zur Diskussion gestellt, und damit theoretisch und planerisch ein Nachholbedarf bearbeitet. Zugleich werden die heterogene Stadtgesellschaft und ihre politischen Gliederungen mit der Komplexität der Aufgabe konfrontiert, den Strukturwandel der Stadt so wahrzunehmen, daß aus den zahllosen Einzelaspekten eine übergeordnete Gestalt werden kann.

Hans Stimmann Wir haben nach meiner Einschätzung erst über die Beschäftigung mit dem Städtebau einen Weg gefunden, die stadträumliche Betrachtung mit der konzeptionellen Planung und der Architektur zusammen zu denken. Aldo Rossi hat daran erinnert, daß Architektur sich zwar in Beziehung setzt zur Stadt, daß zugleich aber die Entwicklung der Gesamtstadt und ihrer Teile, also die Permanenz von Stadtgeschichte und Bauen gesehen werden müssen: wie die Architektur sich in Beziehung setzt zur wiedergewonnenen Tradition eines Ortes. Wenn als neue Inhalte die Themen der Modernisierung und der Verdichtung hinzukommen, Perspektiven, die unter dem Gesichtspunkt der Nachhaltigkeit diskutiert werden müssen, sind der übergreifende Plan und die *Bilder* als Einstieg unverzichtbar.

Zum „Gegensatzpaar“ Berlin/Ruhrgebiet: Auch wenn die Stadtentwicklung im Ruhrgebiet gleichfalls an Merkmalen der Nachhaltigkeit orientiert wird, sind der Ausgangspunkt und die Ziele andere. Als Methode bietet sich für das Ruhrgebiet eine Form des Inkrementalismus an, weil es gar nicht auf *Bilder* für die Stadtentwicklung im Revier ankommt. Das Medium des Planungsprozesses ist dort die Collage verschiedener Schichten.

Die Methode und der Inhalt, die Vision und der Inhalt haben etwas miteinander zu tun. Weniger die Idee einer ganzheitlichen, neuen Kulturlandschaft steht beim Strukturwandel des Ruhrgebiets im Vordergrund, sondern ein

Blick auf das Marx-Engels-Forum, Stadträumliche Studie, Stand Februar 1997 – Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie



„patchwork“ von Eingriffen und Reaktionen. Der Gegenstand ist nach Thomas Sieverts nicht mehr die Stadt – sondern die *Zwischenstadt*.

Für Berlin ist dagegen eine andere Methode erforderlich, weil der Inhalt ein anderer ist. Hat man eine stadträumliche Idee, geht man von der Perspektive einer traditionellen Stadt aus, dann erfordert dies am Anfang in irgendeiner Form einen bildlichen Versuch, der anschaulich genug ist, um mit den Akteuren ins Gespräch zu kommen.

Der Vergleich liegt eher mit Städten nahe, deren „Gefäß der Stadt“ trotz aller Anforderungen des Strukturwandels erhalten geblieben ist. In Westeuropa kämen zum Vergleich in Betracht: *Barcelona* – die Struktur der Stadt ist erhalten geblieben, erweitert worden, dramatisch erweitert worden, aber im Kern erhalten geblieben; vielleicht *Hamburg*, das noch ziemlich bei sich ist, weil der Kern noch lesbar blieb.

In Darstellungen der Berliner Entwicklung ist vom Leitbild der europäischen Städtebautradition – überhaupt von „traditionellen Grundlagen“ die Rede. Die Gegensätze von geschlossenem Stadtkern und zersplitterter Peripherie werden als scheinbare Alternativen verstanden. Bei Ihnen klingt das ironischer: die „Sehnsucht nach der alten Stadt“ stehe gegen die „Verteidigung der DDR-Moderne“, gegen die

„Stadtlandschaftsidee“. Gibt es diese Positionen überhaupt als realistische „Alternativen“ für die Gesamtstadt?

Seit der Industrialisierung besteht zwischen Kern und Peripherie kein Entweder-Oder mehr. Die Stadt des 19. Jahrhunderts ist die Stadt der beginnenden Arbeitsteilung modernen Stils und der räumlichen Differenzierung. Die Stadt der Moderne folgte dieser Entwicklung ohne Korrektur des Raumannspruchs der Stadtfunktionen.

Das, was sich in der Gesellschaft, in der Wirtschaft entwickelte, wurde in die räumlichen Strukturen der Städte rückübersetzt. Es scheint in der Grundtendenz des gesellschaftlichen Prozesses sekundär zu sein, ob man eine Ost-Moderne von einer West-Moderne unterscheidet. Kann man diesen Prozeß in seinen Wirkungen auf den Strukturwandel und die räumliche Organisation der Stadt rückgängig machen?

Hans Stimmann Es geht nicht darum, etwas rückgängig zu machen – sondern in der Berliner Innenstadt den Dialog zwischen der Nachkriegsmoderne, dem vormodernen Stadtgrundriß (also *nicht*: der vormodernen Architektur) – und dem Bauen der Gegenwart in Gang zu setzen. Unterhalb der Maßstabebene des Flächennutzungsplans gibt es für Berlin bisher kein überzeugendes Gesamtkonzept, das sich mit der Frage der städtebaulichen Identität für den Innenstadtbereich auseinandersetzt. Die städtebauliche Moderne wird von unterschiedlichen Positionen aus kritisch beurteilt. Sie einfach weiterzubauen, ist in verschiedener Hinsicht nicht konsensfähig. Der Vorschlag des *Planwerkes Innenstadt* ist ein Beitrag zur aktuellen Diskussion der Stadtentwicklung, in der die Themen Modernisierung und Strukturwandel zu Schlüsselbegriffen geworden sind. Wir wollen in diesen Zusammenhang die städtebauliche Kalkulation einführen, das, was über die Nachhaltigkeitsdebatte wieder Sinn macht. Das schließt eine Debatte um die Bodenpolitik ein. Die offene Stadt der Moderne ist teuer gewesen, sie hat sehr viel Boden verbraucht, ihre Energiebilanz ist verbesserungsbedürftig. Zur städtebaulichen Kalkulation gehört auch der Anteil der Privatwirtschaft.

Das, was wir in Berlin Modernität nennen, ist nicht auf den Bruch mit der traditionellen Stadt angelegt – das war noch die Position der klassischen Moderne, sondern: auf Experimente mit der Tradition der europäischen Großstadt. Die Paradoxie der Moderne liegt darin, daß sie konservativ geworden ist. Wir machen den Versuch, dort anzuknüpfen,

wo das „Gefäß der Stadt“ noch erhalten ist. Das ist ein Konstrukt der Stadtgeschichte. Es ist zugleich der Versuch, die verschütteten historischen Spuren des zerstörten Stadtgrundrisses, aber auch die Geschichte der Zerstörung als Bestandteil einer neuen Planung ernstzunehmen.

Architektur prägt das Bild der Stadt

Welche konkreten Erfahrungen liegen dem Experiment mit der Stadtgeschichte zugrunde? Welche Planungsmuster werden davon abgeleitet?

Hans Stimmann Ein Vergleich von Stadtsituationen aus unterschiedlichen Zeitabschnitten macht die verschiedenen Formen von Aneignungsmöglichkeiten deutlich. Gerade habe ich Werner Hegemann wiedergelesen. Seine Kritik richtete sich vor allem gegen die zu hohe bauliche Dichte Berlins, seine Gegenbilder waren die aufgelockerte, grüne Stadtlandschaft oder die modernen Siedlungsbauten der späten zwanziger Jahre. Vergleicht man typische städtische Situationen unter dem Gesichtspunkt der Wandelbarkeit, der Lebendigkeit – beispielsweise *Viktoria-Luise-Platz* oder *Prager Platz* in Schöneberg mit der *Hufeisensiedlung*, dann wird der Unterschied deutlich. Während der *Viktoria-Luise-Platz* sich ständig weiterentwickelt, ist die *Hufeisensiedlung* als Beitrag der Moderne so unverändert, als sei kaum Zeit vergangen. Mit anderen Worten: die Moderne ist für den sozialen Wandel nicht aneignungsfähig.

Die Kernfrage der Stadtentwicklung ist: Kann man die Strukturen wieder in Bewegung bringen? Oder muß alles so bleiben, wie es ist?

Wie könnte also der städtebauliche Raum aussehen, der aneignungsfähig ist? Er hängt von den baulichen Typologien ab und davon, wie mit dem Leerraum umgegangen wird. Wir haben dafür ein Konzept entwickelt, die Planaussagen „vom Kopf auf die Füße zu stellen“. Die städtebaulichen Qualitäten werden nicht als „Resultierende“ verstanden, die am Ende des Planungsprozesses entstehen. Sie werden zu Beginn definiert: Qualität des Stadtraums, Gebäudetypologien, Plätze etc. Kollhoff, Zillich und Langhof haben mit dem Konzept für die *Wasserstadt Spandau* zum ersten Mal ein *Bild* geliefert, das alles integriert, was wir mit dem Plan wollen. Es gibt eine problematische, gleichwohl schöne Gegend. Die Umkehrung der Vorgehensweise der Planung bei der *Wasserstadt* führt zuerst zur Definition der Stadträume, danach zur Infrastruktur.

Ehemalige Landsberger Straße (rechts)
Holzmarkt (unten), Blick von der Jannowitzbrücke,
Stadträumliche Studien: Bernd Albers, Dieter Hoffmann-
Axthelm, Stand Februar 1997 – Senatsverwaltung für
Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie



Das Ergebnis ist ein methodischer Fortschritt bei der Vernetzung zwischen den Disziplinen Stadtplanung, Architektur und Freiraumplanung. Man kann dieses Vorgehen als einen Erfahrungsfall für das *Planwerk Innenstadt* verstehen. Die Erfahrung, daß es die *Bilder* sind, welche die fruchtbaren Diskussionen ermöglichen, ist vor dem Hintergrund der „bildmächtigen“ Planungen Kleihues' zu sehen, die bis auf die IBA-Zeiten zurückgehen.

Die Frage ist, wie man neue Formen funktionaler Mischungen entwickeln kann – aus denen neue Formen städtebaulicher Kompaktheit hervorgehen könnten. Ist es nicht die Aufgabe von Metropolen, solche Modelle zu entwickeln – neue Wege, komplementär zur Begründung von Stadtstrukturen analog zu historischen Vorläufern?

Hans Stimmann Berlin steht paradigmatisch für viele osteuropäische Großstädte, die einen wesentlichen Teil ihrer Stadtgeschichte verloren haben. Schlögel hat darüber sehr interessante Studien geschrieben. Diese europäischen Regionen leben die Befreiung vom Sozialismus als Befreiung von überholten Utopien von Politikern und Philantropen. Die Menschen bestehen darauf, sich selber wieder als Subjekte der Geschichte wahrzunehmen. Dazu brauchen sie ihre eigenen Orte, ihre eigene Geschichte. Viele Altstädte wurden im Ostblock ausgelöscht, weil in der Kontinuität der Moderne eine gesellschaftliche mit einer städtebaulichen Utopie verbunden werden sollte.

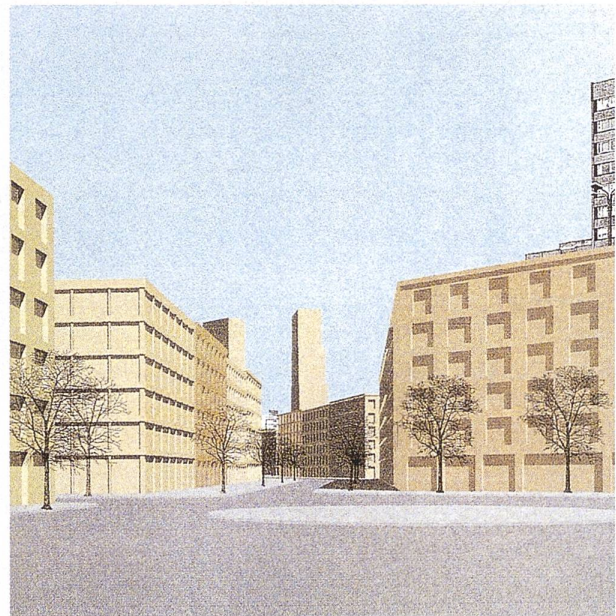
Man kommt gar nicht darum herum, mit dem historischen Stadtgrundriß in seiner Eigenart zu experimentieren. Die Fragmente sind noch erhalten. Die Monumente, auf die Rossi verwiesen hat, sind erhalten – die Kirchen stehen schräg in dem neu definierten Stadtraum: sie stehen in der Stadt wie Schiffe im Wind. Das Beziehungsgeflecht hat sich gewandelt. Ich sehe eine Unabdingbarkeit der Beschäftigung mit dem historischen Stadtraum. Das heißt aber nicht, daß wir nicht experimentieren dürften. Beim Experiment mit neuen Nutzungsformen stehen wir noch ganz am Anfang.

Nachgerade paradox ist, daß bei den ‚neuen‘ Nutzungsformen in der Innenstadt insbesondere das Wohnen in mehrgeschossigen Gebäuden genannt werden muß, deren Höhenentwicklung auf vier bis maximal sechs Geschosse begrenzt wird. Es geht dabei um die private Trägerschaft des Wohnungsbaus in der Stadt, innerhalb geschlossener, verdichteter Strukturen. Er soll, gegebenenfalls in Kombination mit wohnungsnahen Einrichtungen der Arbeit, wieder in der

Kernstadt etabliert werden – und muß deshalb besonders attraktive Lösungen anbieten. Dafür müssen zugleich bodenpolitische Voraussetzungen geschaffen werden, damit private Mittelschicht Haushalte auf dem metropolitanen Bodenmarkt überhaupt zum Zuge kommen können.

Hans Stimmann Das Experiment mit neuen Nutzungsformen schließt ein, daß ein Teil der Stadtentwicklung, der von staatlichen Programmen getragen wurde, in Zukunft von privatem Wohnungsbau ausgefüllt wird. In Anbetracht dessen, daß seit den zwanziger Jahren sechzig bis siebenzig Prozent der Stadtentwicklung von staatlichen Programmen für Infrastruktur und Wohnungsbau abhängig waren, hat diese Kurskorrektur nahezu den Charakter einer ‚Kulturrevolution‘. Um dieses Ziel zu stützen, müssen wir nicht nur Modelle für den mehrgeschossigen Wohnungsbau Wand an Wand mit dem Bestand anbieten – sondern diesen mit Flächen unterstützen, deren Bodenpreis weit unterhalb des theoretischen Marktwertes liegt. Das bedeutet, daß zum ersten Mal eine Bodenpolitik zu machen ist, die sich in den Dienst stadtentwicklungspolitischer Perspektiven stellt.

Der Wandel von den Großstrukturen im Wohnungsbau zu den kleinteiligeren Lösungen gibt der Stadt zugleich eine feinkörnigere, kleinteiligere Struktur zurück. Eigentumsfähige Typologien sind nur zu realisieren, wenn die Boden-





preise nicht bei zweitausend Mark, sondern vielleicht bei fünfhundert Mark pro Quadratmeter liegen und der Boden keine Altlasten aufweist.

Das Modell der Bodenpolitik im Dienste stadtentwicklungspolitischer Ziele gilt im übertragenen Sinne auch für die Gewerbe- und Industrieansiedlung.

Verknüpfung mit Potentialen des suburbanen Raumes

Mit dem Planwerk Innenstadt wird ein begrenzter Teil der Struktur der Kernstadt und der Stadtfunktionen bearbeitet. Das städtebauliche Gewebe, das sich kernstadtnah anschließt, die Zwischenbereiche, die suburbanen Räume, die Stadtteile und die Peripherie enthalten die Einlagerungen der traditionellen Standorte der Arbeit, die Industrie- und Gewerbebereiche. Wird für diese Zonen – im Gesamtkonzept der Stadt – eine neuartige Politik benötigt, welche Industrie- und Stadtentwicklungspolitik koppelt?

Hans Stimmann Ja, die Stadtentwicklung muß diese Fragen mit höchster Priorität bearbeiten. Wir haben ein Industrie-flächen-Sicherungskonzept, das Flächen aus der Erschließungslogik der Gründerzeit erfaßt, und wir haben ein stadträumliches Konzept für spezifische Gewerbeflächen-entwicklung. Wenn wir Bereiche wie den Investitionsgüter-Sektor, die Medizintechnik oder die Verkehrswirtschaft herausgreifen, werden unterschiedliche Entwicklungs- und Standortanforderungen deutlich. Die vorhandenen Gewerbegebiete müssen also ihre unterschiedlichen ‚Begabungen‘ nutzen.

Jeder weiß, daß ein wachsender Teil der produktionsorientierten Betriebe in der Tendenz nicht-störend ist in bezug auf benachbarte Wohnstandorte. Das Prinzip, Wohnen, Arbeiten wie Versorgung zu neuen Einheiten zusammenzuführen, erfordert veränderte Stadtentwicklungskonzepte. Berlin ist nach seiner großindustriellen Vergangenheit eher für kleinere und mittlere Betriebe ein interessanter Standort, insbesondere, was die Synergieeffekte der Zusammenarbeit mit Forschungseinrichtungen und dem Dienstleistungssektor betrifft. Die Aussichten, große neue Produktionsbetriebe in der Stadt anzusiedeln, sind dagegen eher gering.

Die gewandelte ‚Rationalität‘ des Wirtschaftsprozesses nimmt die bestehenden, kleinteiligen Strukturen der Stadt nicht mehr wahr. Die Kapitalrationalität orientiert sich auf globale Dimensionen – und vergißt die Stadt. Die Standort-

Friedrichsgracht – Fischerinsel, Stadträumliche Studie: Bernd Albers, Dieter Hoffmann-Axthelm, Stand Februar 1997 – Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie

debatte der vergangenen Jahre zeigt genau dies an. Müßte die öffentliche Debatte in den großen Städten nicht viel stärker in diese Diskussion eingreifen – und Standortforderungen an die Industrie stellen, so paradox das im Augenblick klingen mag? Der vielbeschworene ‚Markt‘ – das sind die großen Städte.

Hans Stimmann Die großen Städte sollten sich an dieser Diskussion ohne Frage beteiligen, sie müssen aber auch selbst etwas leisten. Die Frage, ob wir die Bedingungen einer globalen Wirtschaft bereits erreicht haben – oder noch unter Bedingungen einer europäischen Standortkonkurrenz produzieren, ist in ihren Konsequenzen auf die Stadtentwicklung noch nicht geklärt. Hier gilt es, Fragen aufzuwerfen, die den Bedarf an politischer Beratung verdeutlichen. Die Städte selbst können die dazu erforderliche Forschung nicht selbst finanzieren.

In Analogie zum Planwerk Innenstadt haben wir ein *Planwerk Süd-Ost* auf den Weg gebracht. Der flächenmäßig größte Stadtraum mit den Bezirken Neukölln und Treptow bis nach Köpenick ist als Wirtschaftsraum industriell orientiert. Für diesen Wirtschaftsraum wird ein Profil entwickelt, das die Verbindungen zum neuen Single-Airport BRI berücksichtigt, das Entwicklungsprojekt Adlershof als Wissenschafts- und Wirtschaftsstandort einbringt, die älteren industriellen Kerne sichert und, unter anderem, den Bereich der Verkehrstechnik einbezieht. Generell gilt, den industriellen Sektor – gemeinsam mit der industrienahen Forschung –, in die Stadtstruktur zu integrieren.

Interview: Reinhart Wustlich

Anmerkungen

- 1 Vergl. dazu den nachfolgenden Beitrag von Werner Sewing
- 2 Peter Strieder, *Identitätsstiftung für die Stadt*, in: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie (Hg.), *Planwerk Innenstadt Berlin*. Ein erster Entwurf, Berlin 1997, S. 5
- 3 Wolf Jobst Siedler, *Die Abdankung einer Stadt vor Investoren und Architekten*, in: CENTRUM. Jahrbuch Architektur und Stadt 1993, S. 8
- 4 Oswald Mathias Ungers, *Und immer noch kein Plan für Berlin*, in: CENTRUM. Jahrbuch Architektur und Stadt 1994, S. 45
- 5 Aldo Rossi, *Die Architektur der Stadt*. Skizze zu einer grundlegenden Theorie des Urbanen, Düsseldorf 1973 (Bauwelt Fundamente 41)
- 6 ders., ebd.
- 7 Hans Stimmann, *Identität, Permanenz und Modernisierung*, in: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie (Hg.), *Planwerk Innenstadt Berlin*, op. cit., S. 14